

Rezension im erweiterten Forschungskontext

Siegfried Weischenberg: Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt.

Theorien und Querelen – eine andere Fachgeschichte

Wiesbaden: Springer VS 2012, 441 S., ISBN 978-3-531-18717-4, € 39,95

Fast in keiner Einführung und in keinem Lehrbuch zur Kommunikationswissenschaft bzw. zur Journalistik fehlt mittlerweile der Hinweis: Mit seinem umfangreichen, ambitionierten Projektantrag auf dem 1. Soziologentag im Oktober 1910 in Frankfurt am Main, eine möglichst umfassende „Soziologie des Zeitungswesens“ und damit eine Presse-Enquête zu beginnen, begründete Max Weber – noch vor der Eröffnung des ersten Instituts für Zeitungskunde in Leipzig durch Karl Bücher 1916 – die Publizistik-, Kommunikations- oder Medienwissenschaft oder Journalismusforschung – je nach Belieben – als eigene Disziplin und kann damit als ihr bedeutendste Nestor gelten. Mit diesem Vorhaben wollte er – wie es im Originaltext¹ – herausfinden „wie die Presse [...] zur Prägung des modernen Menschen bei[trägt]“. Aber nicht nur das: Da er bereits die dafür zu entwickelnde Methoden (z.B. „mit der Schere und mit dem Zirkel“) vorschlug, entwarf er auch schon die

bis heute verwendeten Methoden der „empirischen Mediensoziologie“ (S. 44). Grund genug für den erklärten Journalismusforscher Siegfried Weischenberg, „im schon etwas vorgerückten Alter“ (S.7) sich dieses „Riesen“ (S. 394) der Sozialwissenschaften und dieses Themas mit allen Weiterungen in die einschlägige(n) Fachgeschichte(n) hinein intensiv und gründlich, auf Basis weit gesteckter Belesenheit (fast 30 Seiten Literaturangaben!) und beharrlichen Quellenstudiums, aber auch kritisch, kantig bis hin zur Polemik gegenüber manchem wissenschaftlichen Mitstreiter anzunehmen. Damit legt er fraglos ein imposantes, voluminöses Opus – womöglich das eigene Opus Magnum – vor, das sicherlich zu den theoretischen, disziplinhistorischen Pfeilern der Disziplin werden wird. Grund genug wohl auch deshalb, weil Weischenberg zusammen mit seinen MitarbeiterInnen 2005/06 die erste umfassende Journalisten-Enquête in Deutschland² vorlegte und damit – fast 100 Jahre später – mindestens einen wichtigen Teil des Weberschen Projektes einlöste.

1 Max Weber (1911; 1912; 1986): Zu einer Soziologie des Zeitungswesens. In: Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.) (1986): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Textbuch zur Einführung in ihre Teildisziplinen. Wien, S. 18 – 24.

2 Siegfried Weischenberg, Armin Scholl und Maja Malik (2006): Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die deutschen Journalisten. Konstanz.

Zwar könne Weischenberg zu Webers (letztlich an Geldmangel und schnell bekundetem Desinteresse der führenden Soziologien) bald gescheitertem Vorstoß „nur wiederholen, was Autoren mit ganz unterschiedlichem Zugängen und Interessen bereits seit mehr als einem Vierteljahrhundert schreiben“, wie M. Meyen³ etwas abschätzig anmerkt, auch wenn Weischenberg mit den nun in der gerade erarbeiteten Gesamtausgabe abgedruckten Briefen Webers ein paar zusätzliche Nuancen in die Argumentation einbringen kann; zwar beansprucht Weischenberg selbst nicht, angesichts der riesigen Sekundärliteratur zu Webers Œuvre und einer ausufernden, reichlich zerstrittenen Weberforschung „zu einem ‚richtigen‘ Weberforscher“ (S.7) aufzusteigen (was der Rezensent erst recht nicht vermag) – aber das ist auch nicht sein zentrales Anliegen: Vielmehr geht es ihm darum, unter dem von Weber prominent gesetzten Paradigma der „Entzauberung“ als der hervorragendsten Aufgabe der Wissenschaft in einer zunehmend rationalisierten Welt die wissenschaftliche Beschäftigung mit Medien und Journalismus anhand der Weberschen Arbeiten, aber auch der nachfolgenden Theorie-Größen wie vor allem Jürgen Habermas, Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu nachzuzeichnen. Zugleich will er Forschungslücken und – auch persönliche – Irrwege („Querelen“) aufzeigen und damit theoretische, vielleicht auch nur heuristische Grundlagen, auch „Paradoxien“, für ein „neues Zeitalter“,

3 Michael Meyen (2012): Rezension zu S. Weischenberg (2012): Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt. Wiesbaden. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 60. Jg. 2012, H.4, S. 609f.

das so genannte postmoderne, entwerfen, „das noch mehr von Medien und ihren Technologien geprägt ist [eigentlich: sein wird, HDK] als das alte“ (S.11). Ob damit die im Titel versprochene „Entzauberung der Medienwelt“ gelingt bzw. schon gelungen ist – eine Vokabel, die Weischenberg insbesondere gegen die eher feuilletonistischen, mitunter kryptischen Konzepte der *Kritischen Theorie* der Frankfurter Schule verwendet (S.352ff, S.362ff) und der er Webers Maxime der „Werturteilsfreiheit“ (S.165ff) entgegenhält – sei dahingestellt, denn so konsequent aufklärend und (ideologie-)kritisch sind weder die Weberschen Vorschläge noch die Ansätze der als legitim erachteten Nachfolger disponiert. Übrigens: Ganz knapp nur geht Weischenberg (S.264ff) auf den von ihm zusammen mit K. Merten und S. J. Schmidt früher dezidiert vertretenen (radikalen) Konstruktivismus ein, den das 1990/91 mächtig verbreitete Funkkolleg „Medien und Kommunikation“⁴ als neue, eigentlich unanfechtbare Grundrichtung propagierte. Auch dies gehört zur jüngeren Fachgeschichte. Hat Weischenberg zwischenzeitlich einen Theoriewechsel vollzogen?

Mit vier Zugängen, die fast schon als eigenständige Bücher gelten können, verfolgt er sein gewichtiges Vorhaben: Im ersten Kapitel gibt er „kursorische“ (S. 8) Einblicke in Leben und Werk Max Webers, auch in seine gewiss nicht

4 Vgl. die nachträgliche Veröffentlichung als Einführung: Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg (Hrsg.) (1994): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen.

einfache, aber zugleich für viele offen-
bar faszinierende Persönlichkeit und
liefert dazu viele – auch kontroverse
– Einschätzungen von Zeitgenossen,
aber auch aus der breiten Weberfor-
schung. So entsteht ein plastisches
Panorama über die Entstehung der
Soziologie und einiger ihrer Nach-
barwissenschaften sowie ihrer her-
ausragenden Persönlichkeiten, da
die meisten nicht aus der Soziologie
stammen. Wer sich bislang mit dieser
breit angelegten Fachgeschichte nicht
beschäftigt hat, kann daraus erheb-
lichen zeitgeschichtlichen Gewinn
ziehen. Das zweite Kapitel ist den
Vorbereitungen, der Präsentation und
dem Scheitern besagter Presse-Enquête
sowie den diversen Anläufen zur
Gründung der Zeitungswissenschaft
gewidmet. Dass dabei auch mit harten
Bandagen gekämpft wurde, schildert
Weischenberg anhand eines antiquier-
ten, peinlichen Duells zwischen Weber
und dem Zeitungskunde-Pionier Adolf
Koch in Heidelberg. Hierfür kann
er persönliche Dokumente auch von
Webers Frau Marianne verwenden. Da
Weber sich in diesen Konflikt völlig
irrational hineinsteigerte, reduziert
sich der wissenschaftliche Olymp
gewissermaßen selbst auf menschliches
Normalmaß.

Den theoretischen und epistemo-
logischen Anspruch Weischenbergs
sollen Kapitel 3 und 4 einlösen: Da
für ihn Max Weber „*der* [im Org.]
Klassiker der Kommunikationswissen-
schaft“ (S.399) ist, untersucht er zum
einen, wer als legitime Erben gelten
kann und „welche indirekte Spuren
Webers in die Kommunikationswis-

senschaft führen“ (S. 9). Gewisserma-
ßen aus der Vogelperspektive, die fraglos
viel Kompetenz und Gespür erkennen
lässt, wandert Weischenberger durch
die Geschichte der modernen Soziologie
und kann vieles und viele wieder in Erin-
nerung rufen. Dabei beeindruckt er mit
imposantem, auf den Punkt gebrachtem
Wissen, dessen Aneignung man nicht
zuletzt Jüngeren nahelegen möchte –
auch wenn das sperrige, weit streuende
Werk gewiss keine schnell konsumier-
bare Kost ist: Unzählige Adepten beru-
fen sich auf Weber und positionieren
sich in seiner Nachfolge, etwa Talcott
Parsons, der Weber in die amerikanische
Soziologie einführte. Gelten lässt Wei-
schenberg aus seiner kommunikations-
wissenschaftliche Perspektive indes nur
besagte drei Gesellschaftstheoretiker
(Habermas, Luhmann, Bourdieu), was
recht erstaunt und weiterer Erklärungen
bedurft hätte, denn keiner von ihnen hat
eine gründliche, umfassende Theorie der
Massenkommunikation oder gar der
Mediengesellschaft skizziert; am ehes-
ten noch J. Habermas aus historischer
Sicht mit seiner Habilitationsschrift
„Strukturwandel der Öffentlichkeit“. Die
folgende, zweibändige „Theorie
des kommunikativen Handelns“ spart
bekanntlich die medialen Dimensionen
weitgehend aus. Zur Begründung führt
Weischenberg an, dass an und mit den
Genannten die in der Kommunikations-
wissenschaft bis heute virulenten pola-
risierenden Diskurse über Handlungs-
und Systemtheorie und vor allem über
die Dualität von System und Akteure
begründet und geführt werden. Aber gel-
ten solche Bezüge nicht für viele andere?
Und hat die wie immer zu sondierende

(internationale) Kommunikations- und Medienwissenschaft nicht auch andere Zugänge und Protagonisten zu bieten?

Zum anderen nimmt sich Weischenberg – allerdings recht beliebig – einschlägige Stationen, Ansätze und Vertreter der Soziologie einerseits sowie der Zeitungs-, Publizistik und Kommunikationswissenschaft andererseits vor und macht aus seiner kritischen Einschätzung vieler keinen Hehl: „Fachgeschichte als Streitgeschichte“ (S.274ff) und „Impotenz und Ignoranz“ (Ebd.) sind die ersten Unterkapitel symptomatisch überschrieben; allerdings rekonstruiert er zunächst wiederum sehr anschaulich und gehaltvoll die deutschen Soziologentage nach 1910, nämlich von 1930 und von 1960, die sich mit Max Weber befassten. Aus Weischenbergs pointierter Perspektive lässt sich viel erfahren über eigenwillige, zuletzt auch recht irrationale, weil an persönlichen Vorlieben und Interessen geknüpfte Entwicklungen der Disziplinen. Der Soziologie hat er schon weit vorher pauschal bescheinigt, sie habe die von Weber eröffnete empirische wie theoretische „große Chance [verpasst] – was sie bis heute nicht kapiert hat“ (S.99). (Zwischenzeitlich könnte man allerdings gegenteiliger Meinung sein, wenn man sich allein die Flut medienwissenschaftlicher Projekte und Studien in nahezu allen Sozial- und Kulturwissenschaften vor Augen führt).

Von der engeren Fachgeschichte kann wenig vor dem strengen Blick Weischenbergs bestehen: Gewichtige, anerkannte Theorien lassen sich kaum finden, allenfalls solche mittlerer Reich-

weite (im Sinne K. Mertons) und vor allem viel Medienkritik, die ihre Protagonisten gleichwohl als Theorien stilisieren. Eilig werden vorgeblich gültige Setzungen und markante „Paradigmen“ (S.343ff) ventiliert, die sich bald als kurzatmig und unzureichend herausstellen. Treffender sei der von Weber wie von Habermas und Luhmann gepflegte Sinn für „Paradoxien“, weil sie „Relativierungen und Widersprüche“ der modernen Welt widerspiegeln und damit auch „für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Journalismus“ (S.375) anschlussfähig seien: etwa – und hier wird Weischenberg am Ende doch etwas zu metaphorisch – die der Porträt- und Landschaftsmaler, weil „der Journalismus [...] die Landkarten [zeichnet], welche der Gesellschaft die Selbstbeobachtung und damit die Orientierungen erlauben“ (S.394). Von Zerrspiegeln und Verfälschungen, wie sie die wenig geschätzte Medienkritik zumal in jüngster Zeit moniert, ist beim so geadelten Journalismus keine Rede mehr.

Einen „pragmatischen Zugriff“ mit „griffigen Formeln“, die zumal im mündlichen Umgang auch polemisch sein konnten, pflegte offenbar Max Weber; auch darin scheint er für Weischenberg Vorbild zu sein. Denn allzu platt und deplaziert wirken manche seiner saloppen, offensichtlich um der Plastizität und der Originalität willen gewählten Formulierungen aus Alltagssprache und ‚Fußballjargon‘, zumal in einem solch grundständigen, mit überaus vielen langen Zitaten um wissenschaftliche Sorgfalt und Authentizität

ringenden Opus. Wenn Weischenberg wirklich etwas wie ein Standardwerk schaffen wollte, wozu seine Substanz und Qualität wirklich geeignet sind, dann stören solch bemühte Anleihen – wie etwa der mehrfach bemühte Neologismus „hochjazzen“ (S.52); ebenso wie die von Anfang (S.10) bis Ende (S.337) wiederholt verstreuten, völlig verkürzten Schlenker auf die so genannte „bolognaisierte‘ Universität“ (S.316), die in Bürokratie und autoritärer Planwirtschaft erstarre. Wenn überhaupt, verdient sie eine eigene differenzierte Studie, womöglich auch von Max Weber („Wissenschaft als Beruf“ [1917, 1919]) und anderen ausgehend, aber mit der nötigen historischen Distanz. „Auf den Schultern des Riesen“ – so die Überschrift des Resümees (S.394ff) – lässt sich mit solchen rasanten Seitenhieben schlecht, schon gar nicht kongenial balancieren.

Hans-Dieter Kübler
(Werther)